

Gallerie  
der  
Nationen.

---

Heraus gegeben

von

Ph. W. G. Hausleutner,

Professor an der hohen Karls , Schule zu  
Stuttgart.

---

Amerikaner.

---

II. H á f t.

Mit 7 National , Abbildungen.

---

---

W i e n , 1801.

In Commission bey Joseph Grámmner,  
Buchbinder.

# Inhalt.

---

## Amerikaner.

### 2. Häft.

#### I. Beschreibung.

##### Die Karalben.

1. Von dem Vaterlande, dem Ursprunge und den Schicksalen der Karalben.
2. Körperliche Beschaffenheit, Größe, Gesichtsbildung, Farbe, Kleidung und Lebensdauer der Karalben.
3. Moralscher Charakter der Karalben, ihre Geistesfähigkeiten, Temperament, Tugenden und Laster.
4. Cultur, Sprache, Beschäftigungen, Nahrung, Wohnungen, Sitten und Gebräuche der Karalben.

#### 2. Abbildungen.

- Nro. IX. Ein Vornehmer von der Nation  
Ottowa.  
Nro. X. Ein Karalbe.  
Nro. XI. Eine Karalbin.  
Nro. XII. Eine virginische Frau.  
Nro. XIII. Ein virginisches Mädchen.  
Nro. XIV. Ein Oberhaupt der Virginer.  
Nro. XV. Eine Frau aus Pomejoc in  
Virginien.
-

# Amerikaner.

## Die Karai ben.

I. Von dem Vaterlande, dem Ursprunge und den Schicksalen der Karai ben.

Die Nation der Karai ben ist jetzt, in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, auf den Inseln wenigstens, die sie vor dreihundert Jahren noch ganz inne hatte, fast ganz vertilgt. Sie hatte noch vor den Völkern des festen Landes von Amerika das Unglück, den Europäern bekannt zu werden. Die erste Nachricht von den Karai ben erhielt Columbus auf seiner ersten Entdeckungsbreise im Jahr 1492 von dem Kaylken Guacanahari auf der Insel Hayti oder Hispaniola. Dieser Mann beschrieb ihm die Einwohner der südsüdwestwärts gelegenen Inseln als wilde, kriegerische und blutdürstige Menschen, welche ihre Kriegsgefangene schlachteten und fressen. Der Kaylke nannte sie Karai ben oder Karibeen, und klagte sehr, daß er mit den Seinigen in beständiger Furcht vor ihnen leben müsse, und zu schwach und furchtsam, obchon an Zahl weit überlegen, sich mit so fürchterlichen Feinden nicht in Kampf einlassen, sondern bloß in der Furcht Rettung, und in den dicksten und unwegsamsten Wäldern der Insel Schutz finden könnte. Als Columbus im folgenden Jahre 1493 die zweyte Reise in jene

Gegenden machte, war gleich die erste Insel die er entdeckte, eine karaimische, und nun entdeckte und besuchte er schnell nach einander eine ganze Reihe derselben, und fand die Beschreibung bestätigt, welche Guacanahari von den Einwohnern dieser Inseln gemacht hatte.

Der Name Karaimen oder Karibeen bedeutet ein kriegerisches Volk. Wahrscheinlich haben sie sich denselben selbst gegeben; aber sie haben ihn auch durch Muth und Kühnheit gerechtfertigt, und ihre Brüder auf dem festen Lande von Amerika, die Karaimen in Guiana und ihre Halbbrüder, die schwarzen Karaimen oder Kabugl, rechtfertigen ihn noch jetzt. Die Behauptung, daß sie diesen Namen von den Europäern erhalten haben, hat nicht viel Grund für sich, und ist durch die Nachricht, daß der Rajte Guacanahari sie bereits so nannte, hinlänglich widerlegt; wohl aber die, daß sie den Namen Kannibalen, der ihnen auch oft gegeben wird, Menschenfresser bedeutet, und ihnen sehr zuwider ist, den Europäern, und zwar den Spantern zu danken haben. Damit kann es denn ganz wohl bestehen, daß sie selbst sich Benaree, das ist, Leute von jenseits des Meeres nennen, und über dieß noch einen besondern Nationalnamen haben, welcher für die Männer Kalliponan ist, für die Weiber Kalliponan ist.

Von dem Ursprunge dieses Volkes, das man zu Ende des funfzehnten, und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts noch in der größten Robheit und Unwissenheit antraf, kann man wohl keine sichere Nachrichten erwarten. Es fehlt indessen nicht an mancherley, zum Theil sehr sonderbaren Nachrichten, Meinungen und Vermuthungen über diesen Gegenstand, die theils aus der mündlichen Ueberslieferung, theils aus den Sitten und Gebräuchen, theils aus der Sprache des Volkes genommen sind. Einige lassen die Karaimen sogar von den In-

den abstammen, weil sie sich auch des Fleisches von Schweinen enthalten, und sich nur mit Weibern aus ihrer Verwandtschaft verheiratheten. Einige lassen ihre Stammväter aus dem nördlichen, andere, und eben die Karaiten selbst, aus dem südlichen festen Lande kommen. Und einer von diesen beyden Fällen scheint der wahre zu seyn; und unter denselben ist wieder die größte Wahrscheinlichkeit für die zweyte Meinung, welche den Ursprung der antillischen Karaiten aus dem nahe gelegenen südlichen festen Lande von Amerika herleitet, und wohl auch die meisten Anhänger hat. Noch neuerlich sind diese Karaiten in zwey schätzbaren engländischen Schriften, wovon die eine die schwarzen Karaiten, die andere die bürgerliche und Handelsgeschichte der brittischen Colonien in Westindien zum Gegenstande hat, für Abkömmlinge einer südamerikanischen Colonie erklärt worden. Der Verfasser dieser letztern Schrift, Bryan Edwards Esq, of the Island of Jamaica, tritt übrigens, in Ansehung der Abkunft der Karaiten überhaupt, der Meinung des Hornius bey, welcher sie für ursprünglich morgerländische Völker hält. Auch die Einwohner der größern Antillen haben unter sich die Sage, daß die Karaiten ihre schrecklichste Feinde, aus dem benachbarten südlichen Lande gekommen seyn, und von den Arrowauken in Gutana abstammen. Die Karaiten selbst leiten ihren Ursprung von der mächtigen Nation der Calibi in Gulana ab. Und die Gründe, welche man mit und nach Rochefort, Labat, Herrera und du Tertre für den Ursprung der Karaiten aus Florida, von der Ähnlichkeit der wilden Sitten, und der Verwandtschaft der Sprache nehmen könnte, werden nicht hin, so bedeutend sie an und für sich sind, denen, welche sich für die Abkunft aus Südamerika anführen lassen, das Gleichgewicht zu halten. Wären die Karaiten eine

Colonie der apalachischen Indianer, die vom  
 festen Lande vertrieben worden, so würden sie  
 wohl zunächst die bahamischen und lucayan-  
 schen Inseln, oder auch eine oder mehrere von  
 den größern Antillen besetzt haben, auf die sie  
 bey ihrer Wanderung aus dem nördlichen  
 Amerika fast unfehlbar zuerst stoßen mußten.  
 Und wenn sie auch zuerst auf den kleinen An-  
 tillen anlangten, und sich ausbreiteten warum  
 sollten sie nicht in der Folge die Inseln Cuba,  
 Hispaniola, Porto ricco und Somalca, auf  
 welche sie so häufige und gefürchtete Einfälle  
 thaten, wenigstens eben so wohl besetzt haben,  
 als sie, jener Meinung nach, Guiana besetzt  
 haben müßten, wo sie bekannlich weit ver-  
 breitet und mächtig sind. Die grausame Sitte,  
 die Kriegsgefangenen zu schlachten, und ihr  
 Fleisch zu essen, ist den nordamerikanischen  
 Wilden nicht ausschließlich eigen. Man hat  
 sie auch bey mehreren südamerikanischen Na-  
 tionen, z. B. bey den Brasilianern gefunden.  
 Was von der Verwandtschaft beyder Spras-  
 chen angeführt wird gründet sich wahrschein-  
 lich bloß auf die Bemerkung einiger ähnlichen  
 Laute und Worte, welche denn bey zwey an  
 Begriffen so armen Nationen leicht zusam-  
 men treffen können, ohne eine Verwandtschaft  
 zu beweisen, oder auch in einer sehr frühen  
 und entfernten gemeinschaftlichen Abstam-  
 mung ihren Grund haben mögen. Denn ein-  
 gentliche, nur einiger Maßen bestimmte Ver-  
 gleichungen sind zwischen den beyden Spras-  
 chen nicht angestellt worden. Da nun für die  
 Abkunft der Karathen aus dem nördlichen  
 Amerika sehr wenig Wahrscheinlichkeit bleibt,  
 und dagegen das einstimmige Zeugniß der  
 früheren Schriftsteller über das südliche Amer-  
 ika, die Karathen des festen Landes als ein  
 zahlreiches Volk angibt, mit welchen die Kar-  
 raten der Inseln offenbar verbrütert sind;  
 auch die Uebersetzung dieser Karathen selbst

so wohl als ihre Nachbarn auf den größern Antillen sie zu Abkömmlingen aus Südamerika macht, so werden wir am wenigsten irren, wenn wir sie auch dafür nehmen. Eine umständlichere Untersuchung dieses Gegenstands, und noch mehr die Frage, woher denn die Karalben des festen Landes selbst gekommen seyn? ob aus Norden herab über die Landenge welche Südamerika mit Nordamerika verbindet? oder aus Westen? oder endlich, wie Horsnius und Edwards glauben, vom Morgen? Diese schwierige Frage, wenn sie eine befriedigende Antwort darauf zu hoffen ist — liegt außer dem Zweck der Gallerie. Genug, die Karalben der kleinen Antillen, von welchen wir zunächst handeln, kamen sehr wahrscheinlich aus Süden, und die Geschichte ihrer Einwanderung ist in wenigen Worten vermuthlich folgende: Nachdem sie einmahl durch irgend einen Zufall, eine oder mehrere von den nahen Antillen entdeckt und Lust bekommen hatten, sich auf denselben nieder zu lassen, so konnte sie roh und wild, wie sie waren, der Umstand, daß diese Inseln bereits bewohnt waren, nicht abhalten, einzuwandern und Besitz zu nehmen. Die eingewanderten kriegerischen Fremdlinge überwandten mit leichter Mühe die friedlichen Einwohner, rodeten alle Mannspersonen aus, welches sie in ihren Kriegen noch jetzt thun, und behielten die Weiber und Besizungen derselben. Dieses wird durch die doppelte Sprache, die man bey den Karalben anrufft, bestätigt. Sie haben nämlich, wie wir weiter unten umständlicher hören werden, zwey verschiedene Sprachen, wovon die eine den Männern, die andere den Weibern eigen ist.

Zur Zeit der Entdeckung durch Columbus waren also die kleinern Antillen, und die nahe gelegene Küste des südlichen Amerika von Karalben bewohnt. Einige Schriftsteller ge-

den zwar auch die Bewohner der größern Antillen, Cuba, Hispaniola oder St. Domingo, Porto ricco und Jamaica für Kariben aus. Allein ohne hinlänglichen Grund. Wenn man auch auf die unverföhnliche Feindschaft, in welcher die beyden Völker leben, keine Rücksicht nehmen, oder sie nicht als Gegenbeweis gelten lassen will; so müssen doch die äußerste Unähnlichkeit des Charakters, und die völlige Verschiedenheit der Sprache dafür gelten. Die Sprache der ursprünglichen Einwohner auf den großen Antillen hat nämlich mit der Männer Sprache auf den kleinen Antillen nichts gemein, hingegen mit der Weibersprache offenbar nahe Verwandtschaft. Woraus also zu folgen scheint, daß das Volk, welches vor der Einwanderung der Kariben die kleinen Antillen besessen hatte, mit den Einwohnern der großen Antillen ein Volk ausgemacht habe, und daß diese von den Kariben nicht ausgerottet worden seyn. Die bahamischen oder lucayischen Inseln, welche mit den kleinern Antillen beynabe in einer Reihe hin liegen, und zuweilen auch unter der Benennung derselben mitbegriffen sind, werden von der Zahl der karibischen ausgeschlossen, und können auch wirklich nicht wohl dazu gezählt werden, da ihre Einwohner, welche Columbus auf der lucayischen Insel Guanahani (St. Salvador) auf seiner ersten Entdeckungreise zuerst kennen lernte, eine sehr sanftmüthige, friedliche, und also den Kariben sehr unähnliche Menschengattung waren. Die frühern Karten von Amerika bezeichnen auch das Land Karibona mit dem Zusatz; cui Caribes, i. e. viri fortes et crudeles deiere nomen, qui universam oram maritimam a Brasilia ad Trinitatis insulam usque, imo et ultra eam inhabitant; d. i. ein Land, welchem die Kariben, das heißt, tapfere und grausame Männer den Namen gegeben haben, die auf der ganzen

Küste von Brasilien bis zu der Insel St. Eris-  
nidad, ja noch weiter hinauf gewohnt haben.

Wir schränken uns jetzt auf die Karai-  
ben ein, welche die von ihnen genannten Inseln  
bewohnt haben oder noch bewohnen, und wider-  
men den Karai- ben des festen Landes, oder den  
Gallibi, einst eine besondere Beschreibung. Die  
Wohnplätze jener karabischen Insulaner wa-  
ren: die Jungfern- Inseln, die Borriquens-  
Inseln, St. Thomas, Vaneston, Annegade,  
Sombreira, Anguilla, St. Martin, Saba,  
St. Eustach, St. Bartholomäus, Aves,  
St. Christoph, Ste. Croix, Nevis, Rotunda,  
Montserrat, Barbuda, Antigoa, Guadeloupe,  
Todos Santos oder (Tous) les Saints,  
Marigalante, Desada oder Desirada, Domi-  
nique, Martinique, Ste Lucie, St. Vincent,  
Barbados, Grenada, um sie her die Grenas-  
dillen, worunter Bequja, und Cartacu sich  
auszeichnen, Tabago, Margarita, Cubagua,  
Curassao, Bonair, Aruba und mehrere ande-  
re kleine Eyslande. Nicht alle diese Inseln wa-  
ren indessen wirklich von den Karai- ben be-  
wohnt; manche derselben waren unbesezt und  
wurden nur bisweilen von ihnen besucht.

Da die Spanier nach den ersten Entdeckun-  
gen mit ihrer Niederlassung auf den großen  
Antillen, und mit der Eroberung und Bes-  
hauptung der großen Reiche, auf dem festen  
Lande von America, und die Engländer und  
Franzosen mit Anlegung ihrer Pflanzstädte  
im Norden desselben Welttheiles beschäftigt  
waren, so blieben die kleinen Antillen, oder  
die karabischen Inseln, als minder bedeutend,  
lange Zeit mit der genauern Aufmerksamkeit  
dieser europäischen Nationen verschont. Die  
Spanier, welche dieselben entdeckte, benannt,  
und auf die gewöhnliche Weise, durch Errich-  
tung eines Kreuzes und Aufstellung des Car-  
tavischen Wapens als ihr Eigenthum be-  
zeichnet hatten, nahmen wenig Rücksicht auf

sie, und dachten wohl zu gelegener Zeit wieder zu kommen, und das vermeinte Eigenthum zu benutzen. Erst im Jahre 1625, also gegen hundert und dreißig Jahre nach der Entdeckung machten die Engländer und Franzosen die ersten Versuche, sich auf diesen Inseln anzupflanzen. Durch einen sonderbaren Zufall landeten auf zwey verschiedenen Seiten der Insel St. Christoph, an einem und eben demselben Tage, Engländer und Franzosen, die denn sehr erstaunt waren, so ohne Verabredung und unvermuthet, in einerley Absicht, an eben demselben Orte, und an dem nämlichen Tage zusammen zu treffen. Von dieser Zeit an sind diese Inseln für Europa sehr wichtig geworden. Die Europäer wetteiferten, dieselben zu besetzen, und die Karaiiben zu unterjochen, zu vertreiben und zu vertilgen. Aber sie wetteiferten auch, sich diese Inseln wechselseitig zu entreißen, und in blutigen Kriegen um den Besitz derselben zu kämpfen. Wir werden dieß aus der Beschreibung erleben, welche ich hier von den merkwürdigsten derselben, von den Schicksalen ihrer vorigen Einwohner, von ihrer Beschaffenheit, und von den Producten, welche sie liefern, in gedrängter Kürze mittheilen werde. Es würde unnütz seyn, hierbey die Veränderungen anzudeuten, welche der 1797. noch immer fortwährende Krieg gegen die französische Republik in der Oberherrschafft über einige Theile Westindiens hervor gebracht hat, da erst noch der künftige Friedensschluß das Schicksal derselben entscheiden muß.

St. Christoph ward von Columbus entdeckt, und erhielt von ihm, wegen der Ähnlichkeit eines ihrer Berge, auf dessen Spitze ein kleinerer ruht, mit dem riesenhaften S. Christoph, der den Welttheil auf dem Rücken tragend vorgestellt wird, den Namen. Sie hatte karalibische Einwohner, welche die kranken Spa-

ner, die von ihren Landtleuten beym Einnehmen frischen Wassers, zuweilen am Ufer zurück gelassen wurden, sehr sorgfältig gepflegten. Es ist schon erwähnt worden, daß Engländer und Franzosen sich zu gleicher Zeit darauf nieder gelassen haben. Lange besaßen diese Nationen sie gemeinschaftlich. Einmahl wurden sie von den Spaniern daraus vertrieben. Im Jahre 1689 bemächtigten sich die Franzosen der ganzen Insel. Zwen Jahre darauf wurde sie von den Engländern erobert, die aber im Ryswicker Frieden den Franzosen ihren vorigen Theil wieder einräumten. Allein schon 1702 wurden diese von jenen wieder ausgetrieben, und seitdem sind die Engländer allein im Besitze der Insel. Sie ist fünf und zwanzig und eine halbe englische Meile lang, aber nur sieben breit. Sie wird wegen ihrer reinen, gesunden, und durch süßliche Gewinde lieblich gemäßigten Luft, wegen ihrer schönen Thäler und wegen ihres fast ununterbrochenen Sommers für eine der angenehmsten Inseln in der Welt gehalten. Sie hat eine ungeheure Schwefelhöhle, aus welcher beständig viel Schwefel in Dämpfen aufsteigt. Ihre Erzeugnisse sind vornehmlich: der Kobl- und der Mastixbaum, der amerikanische Schlehdorn, Bananas, Melonen, Mais oder türkisch Korn, Ananas, zweyerley Arten Pfeffer, besonders viel Zuckerrohr und Salz.

Barbados. Diese Insel wurde erst spät entdeckt und besetzt, wahrscheinlich nicht früher als St. Christoph. Es geschah durch Engländer, welche das Land sehr wüst und voll von dichten Wäldern, ohne Spur von Menschen, die je da gewohnt hätten, und von Thieren nur etwa Schwelne daselbst fanden. Doch beyhaupt Edwards, die Karalben hätten sie einst inne gehabt, aber aus Gründen, die nicht bekant geworden sind, verlassen. Die Insel ist dreieckig, ihre Länge beträgt über zwanzig

und ihre größte Breite über dreizehn engl. Meilen. Ungeachtet die Colonie, welche die Engländer hier anlegten, Anfangs mit äußers ordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, so kam sie doch bald in einen sehr blühenden Zustand. Sie hatte schon mehr als ein Mahl weit über 100000 Einwohner, welches für ein Eyland von so geringem Umfange eine ganz außerordentliche Volksmenge ist. Und obschon ein schrecklicher Ort in der Folge eine verheerende Seuche und unglückliche Kriegen den Wohlstand der Insel sehr verminderten, so ist sie doch immer noch eine der volkreichsten und blühendsten, die man irgend kennt. Sie hat eine reine, gesunde Luft, keine Moräste noch Sümpfe, ihre große und dichte Wälder sind niedergebauen, und dafür von einem Ende zum andern vortrefliche Zuckerpflanzungen angelegt worden. Es gibt hier viele schätzbare und merkwürdige Bäume; den Palmöhl; Burgamot; Guava; Granatapfel; und Manchinel; Baum, Rothholz, Eisenholz, Lignum Vita, den Baum mit der verbotenen Frucht; mehrere Gattungen von Pomeranz; Citronen; Limonen; Bäumen, und andere theils wegen Schönheit und Festigkeit ihres Holzes, theils wegen ihrer Früchte geschätzte Bäume. Auch wachsen hier Ananas, sehr feine Baumwolle, Indigo, Pimento, welches eine Gattung sehr milden Pfeffers ist, und viele andere herrliche Früchte in großer Mannigfaltigkeit und Güte. Zucker und Rum sind indessen die vornehmsten Producte der Insel. Den Werth bloß von dem Zucker, der jährlich von derselben ausgeschifft wird, schätzt man auf 300000 Pfund Sterling.

Obschon auf dieser Insel keine Karalben angetroffen wurden, als sie in Besitz genommen ward, so mußten doch viele von dieser unglücklichen Nation einen sehr n. übseligen Antheil an der Anbauung derselben nehmen.

Die Engländer nämlich, begierig ihre Pflanzungen zu beschleunigen, begnügten sich nicht mit den schwarzen Slaven aus Afrika, die sie zu diesem Zwecke gekauft und eingeführt hatten; sondern sie raubten noch eine beträchtliche Anzahl Karalben von den benachbarten Inseln, ohne daß diese ihnen irgend einen Vorwand dazu gegeben hatten, und zwangen sie, sich der härtesten Sklavenarbeit für die Gewinnsucht ihrer Räuber zu unterziehen. Aber seit dieser schändlichen Handlung hatten sie auch die übrigen freien Karalben zu ihren erbittertesten und unverdöhnlichsten Feinden. Die Anzahl der jetzt hier befindlichen Sklaven, an Negern, Mulatten, und Crothen, durch Vermischung der Amerikaner mit den Weißen entstandenen) Mexizzen, wird von einigen auf 80000, von andern auf 100000 geschätzt.

Newb hat nur sechs Seemellen im Umfange. Die erste Colonie, welche im Jahre 1628 aus England dahin kam, hatte viel von den Einfällen der Karalben zu leiden, und mußte diesen Wilden einige Male die Insel räumen. Doch gelang es den Engländern endlich, sie ruhiger zu besitzen, und im Jahre 1688 hatte sie bereits gegen 30000 Menschen. Aber eine schreckliche Seuche, ein fürchterliches Erdbeben, ein Einfall der Franzosen, und ein verhängender Orkan wurden der Colonie so schädlich, daß sie bisher nicht wieder ihren vorigen Wohlstand erreichen konnte. Die Insel hat viele schätzbare Producte. Aber auch hier wird hauptsächlich nur Zuckerrohr gebaut. Es gehen daher jährlich viele Schiffsladungen Zucker von hier nach Europa. Unter den Thieren sind der Landhecht; der Soldat, eine sonderbare Schnecke, welche keine eigene Schale hat, und sich in diejenigen Schneckenhäuser, welche von der See leer ans Ufer geworfen werden, einquartiert, auch diese Quartiere immer mit

größern vortauscht, so wie sie selbst größer wird; und eine Eidechse von außerordentlicher Länge, besonders merkwürdig. Die Schafe dieser und der übrigen karaisischen Inseln dasen statt der Wolle Haare, und werfen des Jahrs wenigstens zwey Mahl Funge, meistens zwey, auch wohl drey und vier auf ein Mahl.

Antigua oder Antego. Die Versuche der Engländer, eine Colonie auf dieser Insel anzulegen, gediehen erst in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sie ist beynabe rund, und hat ungefähr zwanzig Meilen im Durchschnitt. Ihre Bewohner haben durch übermäßige Hitze, häufige Orkane und Mangel an frischem Wasser viel auszustehen. Nichts desto weniger sind ihre Pflanzungen beträchtlich. Die Anzahl ihrer Einwohner mag zwischens dreysig und vierzig tausend seyn. Außer den Thieren und Pflanzun, die sie meistens mit den übrigen karaisischen Inseln gemein hat, besitzt sie mehr Wildbret, und mehr Horns und Federvieh als diese. Im Jahre 1736 ward hier eine Verschwörung der Neger gegen die Weißen entdeckt, welche schauerliche Hinrichtungen zur Folge hatte. Man kann sich einigen Begriff davon machen, wenn man hört, daß sechs von den Verschwornen in Ketten lebendig am Galgen hängen mußten, bis sie vor Hunger und Schmerzen starben, welches bey einem derselben erst nach acht Tagen und neun Nächten geschah; und daß neun und sechsßig Verschworne lebendig verbrannt wurden. Wenn die Karaben dieser Inseln den Nahmen Cannibalen in einem recht hohen Grade verdient haben, — was doch mit Gründen bezweifelt werden kann — so muß man sagen, daß die Europäer, welche diese Strafen ansehen und vollziehen konnten, sehr werth waren, ihre Stelle hier zu ersetzen, und sich auf denselben Nahmen die gerechtesten

Ansprache erworben haben; besonders wenn man bedenkt, daß die verschwornen Regier wider Recht und wider ihren Willen hierher geschleppt, und durch die grausamsten Mißhandlungen zu dem verzweifeltsten Schritte gezeigt worden waren. Das Oberhaupt der Verschwörung, der Regier, welcher dieselbe bekannt und entdeckt hatte, wurde zur Belohnung nur — gerädert.

Anguilla, oder die Schlangen-Insel, von ihrer schmalen, etwas gekrümmten Gestalt so genannt. Sie ist zehn Seemellen lang, und drei Seemellen breit. Die Engländer sinnen im Jahre 1650 an, sie anzubauen. Indessen hat sie sich, obschon ihr Klima gut, und ihre Fruchtbarkeit beträchtlich ist, unter den Colonien nie vorzüglich gehoben.

Barbuda, zwanzig Meilen lang, und zwölf Meilen breit, liefert Citronen, Pomeranzen, Granatäpfel, Ananas, Cacao, Baumwolle, Zimmet, Brasilien, und Ebenholz, Indigo, Tabak und andere Producte dieser Gegenden. Unter den übrigen Inseln zeichnet sie sich durch die ansehnliche Viehzucht aus, die sie treibt. Die Colonie wurde Anfangs oft von den Karalben angefallen, und sah sich endlich gar genöthigt, ihre Pflanzungen aufzugeben, und die Insel ganz zu verlassen. Erst als die Europer in jenen Gegenden an Zahl mehr zugenommen, und die Karalben abgenommen hatten, wagten es die Engländer, mit besserem Erfolg wieder zu kommen.

Montserrat, von Columbus im Jahre 1493 entdeckt, und von den Engländern im Jahre 1632 besetzt, wurde ein Mal von den Franzosen erobert, und wieder an die Engländer abgetreten; ein anderes Mal von den Franzosen geplündert, und 1733 durch einen schrecklichen Orkan verheert. Sie liefert vorzüglich viel Indigo, und hat viele Federn, Chyressen, und das durch seine Schwere, durch die es im

Wasser untersinkt, durch seine Härte, Festigkeit und Dauerhaftigkeit merkwürdige Eisensholz.

Dominica, Dominique, von ihrer Entdeckung an einem Sonntage durch Columbus so genannt. Ihre Länge und größte Breite beträgt ungefähr dreizehn Seemeilen. Eine der besten und angenehmsten karaischen Inseln. Die Karaisben, aus den meisten übrigen Inseln verdrängt, zogen sich hierher, und nach St. Lucia und St. Vincent, wo sich ihrer noch jetzt eine ziemliche Anzahl befindet. Das Interesse der Engländer und Franzosen schien zu erfordern, daß sie sich wechselseitig an der Besiznehmung dieser drei Inseln hinverten, und wahrscheinlich haben die Insel Karaisben diesem Umstande allein die längere Rettung von der gänzlichen Verlorenung, und die freylich kümmerliche Erhaltung ihres Daseyns zu danken. Dominica wurde übrigens doch im Pariser Frieden 1763 an Großbritannien überlassen. Sie hat vorreffliche Bäume.

St. Lucia, drey und zwanzig Meilen lang, und zwölf Meilen breit. Die Hitze ihres Klimas wird durch die Passat Winde gemäßiget: die Luft ist gesund. Es gibt hier sehr viel Bauholz von vorzüglicher Güte. Die Engländer, welche sich im Jahre 1637 hier niederselassen hatten, und einige Jahre ungestört lebten, geriethen durch die Niederträchtigkeit welche von andern Engländern an Karaisben verübt wurde, in das größte Unglück. Ein englisches Schiff, mit französischer Flagge, hielt während einer Windstille bey Dominique. Die Karaisben, getäuscht durch die Flagge, hielten die Fremden für Franzosen, für welche sie besondere Zuneigung hatten. Sie gingen daher mit ihren Früchten an Bord des Schiffes. Aber während sie sich den Brantwein der Engländer wohl schmecken ließen, zog der Schiffer die Segel auf. Die Karaisben, bis auf

zwei, welche zu Sklaven gemacht wurden, sprangen über Bord, und retteten sich durch Schwimmen, da sie an dem Gebrauch ihrer Kanoes gehindert wurden. Diese Verrätheren reizte die benachbarten Karaihen, an den Engländern auf Barbados, Antigua und St. Lucia die schrecklichste Rache zu nehmen. Sie kamen des Nachts an diesen letztern Ort. Die meisten Einwohner nebst dem Gouverneur wurden ein Opfer ihrer Wuth; alles ward geplündert, verbrennt und verderbt. Einige Zeit darauf pflanzten sich die Franzosen hier an. Allein, da zwei ihrer Gouverneure nach einander von den Karaihen getödtet worden, und die Eingebornen die Insel durch einen Vergleich an die Engländer abgetreten hatten, so mußten die Franzosen abziehen. Das Eyland kam hernach, da die Engländer dasselbe freiwillig verlassen, obschon den Besitz nicht aufgegeben hatten, wieder in die Hände der Franzosen, und aus diesen wieder an die Engländer, bis sie endlich für neutral erklärt, und endlich doch 1763 den Franzosen zugesprochen wurde.

St. Vincent hat in der Länge vier und zwanzig, und in der größten Breite achtzehn Meilen. Ihr Boden ist fruchtbar, und bringt alle Erzeugnisse dieser Gegenden in sehr guter Beschaffenheit hervor, besonders liefert sie vorztrefflichen Indigo. In dem Jahre 1763 wurde auch diese, sonst für neutral erklärte Insel an Großbritannien überlassen. Im Jahre 1779 ward sie von den Franzosen weggenommen, im Jahre 1783 aber den Engländern zurück gegeben. Nach einem Befehl aus England sollten 1768 die Eingebornen die von ihnen angebauten Ländereien räumen, und sich in einer andern Gegend der Insel ein anderes Stück anwelsen lassen, das man ihnen fürzuzens auf ewig versichern wollte. Allein sie wollten sich diesen Tausch schlechterdings nicht

gefallen lassen. Und da einige Französischer Länder, deren sie bedurften, von den Kariben kauften, so mißbilligte die britische Regierung diesen Schritt, und verbot allen Privatpersonen, Länder von den Indiern zu kaufen, weil daraus viele Unordnungen entstehen würden, welche auch den Indiern Stoff zum Mißvergnügen geben könnten. Die Engländer führten darauf gegen diese Wilden, wie ein Britte selbst schreibt, einen langweiligen und schimpflichen Krieg, und schlossen endlich einen Vergleich mit denselben, in welchem die Kariben einen großen Strich Landes an die Engländer abtraten, die Oberherrschaft des Königs von Großbritannien anerkannten, ihm huldigten, sich in Rücksicht auf ihr Verhältniß mit den Welsken, den Befehlen des Oberherrn unterwarfen; übrigens sich die Beybehaltung ihrer Sitten und Gebräuche in ihren Districten und unter sich selbst ausbedungen, und die Versicherung des ewigen Besizes ihrer Districte für sich und ihre Nachkommen erhielten. Allein es waren schon vorher zwischen beyden Parteyen so viele Verletzungen und Beleidigungen vorgefallen, und fielen ihrer bald nachher wieder so viele vor, daß endlich die Rachsucht und die Erbitterung der Eingebornen aufs höchste stieg, und sich in den grausamsten Feindseligkeiten zeigte, was durch die Lage der Colonie sehr bedenklich wurde. Die englische Regierung beschloß daher im Jahre 1795, alle schwarze Kariben von der Insel St. Vincent weg, und nach der kleinen Insel Rattan in der Hondurads Bay bringen zu lassen. Ein Beschluß, der wahrscheinlich weit eher die gänzliche Ausrottung dieser Kariben, als die wirkliche Ausführung zur Folge haben dürfte.

In Ansehung der schwarzen Kariben, von denen hier die Rede ist, bemerke ich vorläufig nur etwas wenig; da in einem besonders

Anhang umständlicher von ihnen gehandelt werden soll. Die Insel St. Vincent war wie die übrigen kleinern Antillen, bloß von zimmetfarbnen Karaihen bewohnt. Die schwarzen Karaihen, die nun daselbst sind, stammen von Negern ab, welche von einem gezeiheterten Sclavenschiffe sich dahin gerettet und sich mit den Eingebornen vermischt haben. Sie überwaltigten in der Folge bald ihre zimmetfarbnen Halbhältern; und diese nahmen durch die Uebermacht des neuen Stammes nach und nach so sehr ab, daß sie nun hier ganz und gar vertilgt zu seyn scheinen; da ihrer auch in dem Befehl wegen der Verfertigung nach Rattan nicht gedacht wird.

Martinico, Martinique, oder mit ihrem karaihiſchen Nahmen Madarina, die vornehmste unter den französischen Antillen, hat eine Länge von sechzehn, und einen Umfang von fünf und vierzig Seemellen. Die Zeit ihrer Entdeckung fällt vermuthlich in das Jahr 1492. Columbus hat sie wenigstens gekannt, und im Jahre 1502 Wasser daselbst eingenommen. Sie wurde erst im Jahre 1635 von den Franzosen in Besiz genommen. Diese fanden bey den Karaihen, welche hier wohnten, eine ziemlich gute Aufnahme. Allein bald brachen die heftigsten Feindseligkeiten zwischen den Franzosen und Karaihen, so wohl auf dieser, als auf den andern Inseln, St. Lucia, Dominique und Mariaalante aus. Die Franzosen lohnzen die gastfreundliche Aufnahme mit Gewaltthatigkeiten und Grausamkeiten, und kamen darüber, besonders auf Martinique in große Noth. Es wurde oft Friede mit den Wilden geschlossen, aber er war immer von sehr kurzer Dauer. Endlich gelang es den Franzosen 1658 die Karaihen ganz von dieser Insel zu vertreiben; und in dem Friedensschlusse von 1660, zwischen den Franzosen und Engländern einer Seits, und den Karaihen

anderer Selts, machten diese sich verbindlich, nie wieder nach Martinique zu kommen. Im Jahre 1762 wurde sie von den Engländern erobert, aber im Jahre darauf wieder zurück gegeben. Sie liefert Baumwolle, Indigo, Tabak, Cacao, Ingwer, Aloe, Pimento, Ananas, indische Feigen, Melonen, Cassia, besonders aber viel Zucker und Kaffee. Sie hat viele wohlbefestigte Buchten, und bequeme Häfen, in welchen Schildkröten in Menge gefunden werden, und ist überhaupt für den französischen Handel von großer Wichtigkeit.

Guadeloupe, von ihren vorigen Einwohnern, den Karaißen, Caracucira genannt, wurde von Columbus 1493 entdeckt. Die Karaißen besaßen sie ruhig, bis in das Jahr 1635, wo die Franzosen sich darauf nieder ließen. Sie ist ungefähr funfzehn (französische) Meilen lang, und zwölf breit. Auch hier wurden die Franzosen mit vielem guten Willen empfangen. Die Eingebornen leisteten ihnen sogar mannigfaltigen Beystand, halfen ihnen Hütten bauen, lehrten sie Schildkröten und Fische fangen, theilten mit ihnen ihr Kaffavas Brot, und gaben ihnen Samen, um Tabak, Baumwolle und Erbsen zu züchten. Aber die neuen Ankömmlinge erhielten sich den guten Willen der Karaißen nicht lange; sie zogen sich vielmehr durch Gewaltthätigkeiten die Feindschaft derselben zu. Hätten sie sich die Zuneigung ihrer Gastfreunde zu erhalten gesucht, so würden sie wahrscheinlich, wenigstens große Erleichterung bey ihnen gefunden haben, in der Hungernöth, in welche sie durch üble Wahl des Landungsplatzes, und durch die Unzulänglichkeit der Lebensmittel, die sie aus Europa mitgebracht hatten, sehr bald gerietben. Nun aber, da ihnen diese Unterstützung fehlte, so mußten viele — und das waren wohl noch die glücklichsten — auf den benachbarten Inseln Rettung suchen; viele starben des schreck-

Uchsten Hungertodes; viele kisteten ein noch  
 schrecklicheres Leben, durch Ausgrabung und  
 Aufzebrung ihrer verstorbenen Brüder. Ein  
 neuer Gouverneur vergrößerte durch sein übers  
 müthiges und gewaltthätiges Betragen, die Er  
 bitterung der Eingebornen. Er machte ihrer  
 viele nieder, und verjagte die übrigen. Diese  
 kamen verstärkt durch die Karatben der benach  
 barten Inseln zurück, iddieten viele Franzosen,  
 und brachten die Colonie in das äußerste  
 Elend. Nach vielem anderen ausgestandenem  
 Ungemach nahm doch die Colonie vom Jahre  
 1674 an, so sehr an Wohlstand zu, daß sie  
 bald eine der blühendsten und die einträglichste  
 der französischen Colonien wurde. Sie wurde  
 1702 von den Engländern verwüstet und 1759  
 erobert; aber auch 1763 den Franzosen zurück  
 gegeben. Die Luft dieser Insel ist gesund, der  
 Boden fruchtbar, von vielen Bächen und  
 Flüssen gewässert, und liefert reichlich Zucker,  
 Indigo, Baumwolle, Tabak, Ananas, Reis,  
 Ingwer und andere Producte dieser Gegenden.  
 Auch findet man hier den Copalbaum, die  
 Milchstaude, den Corbarybaum; den wegen  
 seiner Schwärze so genannten Teufelsvogel;  
 eine besondere Art von Bienen ohne Stachel;  
 an den Küsten Schildkröten, Landkrabben und  
 vielerley Fische. Aus dem Schwefelberge steigt  
 an verschiedenen Stellen ein schwarzer Dampf  
 mit Feuerfunken. Der Gipfel dieses Berges  
 gewährt eine herrliche Aussicht auf die Inseln  
 Martinique, Dominique, Marigalante, Monte  
 serrat, Newis und andere.

Deseada, Desirada, (die erwünschte) die erste  
 karatbische Insel, welche Columbus auf seiner  
 zweenen Reise entdeckte. Sie ist klein, und  
 steht den meisten andern an Fruchtbarkeit  
 nach. Doch liefert sie Zucker, und vorzüglich  
 gute Baumwolle. Sie gebürt den Franzosen.  
 Granada oder Grenada, nebst den um sie  
 her, besonders auf der mittlernächstlichen Seite

liegenden Granadinen oder Granadillen. Diese kleinern Inseln haben die meisten Producte mit der größern gemein, und diese hat sehr gutes Bauholz, viel Wildbret und Fische. Zu Pflanzungen scheint sie noch nicht sehr benützt worden zu seyn; doch hat man glücklichste Versuche mit Tabak, Zucker und Indigo gemacht. Sie hat eine für die Schifffahrt sehr bequeme Lage, gute Häfen, und Sicherheit vor Orkanen. Bey der ersten Ankunft der Franzosen 1658 auf dieser Insel wurden sie von den Karaiiben abgetrieben. Einige Zeit später machten sie einen andern Versuch mit besserem Erfolg. Sie machten den Eingebornen Geschenke, und fanden sie sehr gefällig. Doch bald entstanden auch hier Feindseligkeiten, und ein förmlicher heftiger Krieg. Sehr viele Karaiiben kamen um. Aber die übrig gebliebenen zogen immer wieder andre von den benachbarten Inseln herben, und fielen die Colonie an. Endlich beschloßen die Franzosen, das Geschlecht der Karaiiben auf der Insel ganz zu vertilgen. Sie fielen unversehens über sie her, und machten Männer und Weiber und Kinder ohne Unterschied zu Opfern ihrer unmenschlichen Wuth und Rache, ohne dadurch der Colonie Ruhe zu verschaffen. Denn die benachbarten Karaiiben beunruhigten sie nur desto mehr durch häufige Einfälle, bis sie nach und nach rings umher, im ungleichen Kampf mit den besser bewaffneten und geübten Europäern aufgerieben wurden. Im Frieden von 1763 erblet Großbritannien Granada und die Granadillen, die es bereits in dem vorausgehenden Kriege erobert hatte.

Curassao, ungefähr zehn französische Meilen lang, und fünf breit. Sie gehört den Holländern. Das Clima ist weder anaenehm, noch gesund; der Boden sehr wenig fruchtbar, und muß seine Befeuchtung bloß vom Regen erwarten, Nichts desto weniger wissen die Holl-

länder dem unfruchtbaren Erdreich viel Zucker und Tabak abzugewinnen, und noch außer dem aus dem Besitz und aus der Lage dieser, dem Scheine nach sehr unbedeutenden Insel den größten Vortheil zu ziehen. Sie dient ihnen bey dem Contrebandhandel mit den Spaniern, und überhaupt zum Verkehr mit dem spanisch-amerikanischen festen Lande vortreflich. Durch ihre große und wohl angefüllte Warenhäuser, und durch jährliche Transporte von afrikanischen Sklaven, welche sie zum Verkauf hierher bringen, ist die Insel zu einem großen Markte geworden, aus welchem besonders die spanischen Colonien ihre Bedürfnisse holen. Der von Natur sehr schlechte, aber durch die Sorgfalt und Betriebsamkeit der Holländer doch sehr zur Bequemlichkeit und Sicherheit eingerichtete Hafen wird von Schiffen aller Nationen besucht. Man behauptet, daß der Handel von Curassao den Holländern gewöhnlich des Jahrs über fünf Millionen Gulden einbringe, und daß zur Zeit eines Kriegs der Ertrag noch weit größer sey, weil alsdann die Insel gleichsam der Niederlagsort für ganz Westindien werde.

Dies ist in einer kurzen Uebersicht der betrüblichste Theil der Wohnplätze, welche die antillischen Karaihen ehemals inne hatten. Je schöner, lieblicher und fruchtbarer dieses Vaterland der Karaihen war, desto tiefer muß es sie schmerzen, sich dasselbe von ungerechten, unmenschlichen Fremdlingen entrissen, sich aus demselben durch die Tyranney und Habsucht der Europäer verdrängt, vertrieben zu sehen. Der schon genannte Edwards hat, nach einer mäßigen Berechnung herausgebracht, daß die Spanier auf den vier größten Antillen, Hispaniola, Cuba, Jamaica, und Porto Ricco beynabe 3000000, oder — mit Worten, damit man die schauerliche Anzahl nicht etwa aus Versehen um einigs

Nullen vergrößert glaube, — drey Millionen Indianer umgebracht haben. Ich kenne keine Berechnung über die Anzahl der Karaißen, welche zur Zeit der Entdeckung auf den kleinern Antillen gelebt haben mögen. Aber sie muß ansehnlich genug gewesen seyn, um durch die Erinnerung an ihre Mißhandlung und Ermordung Unwillen und Schauder im höchsten Grade zu erregen.

2. Körperliche Beschaffenheit, Größe, Gesichtsbildung, Farbe, Kleidung, und Lebensdauer der Karaißen.

Wir nehmen die Karaißen in dieser ganzen Beschreibung so, wie sie in den ersten und ältesten Reiseberichten aus diesen Gegenden angegeben sind. Denn da, seit ihrer Bekanntheit mit den Europäern, nothwendig in ihrem Aeußern und Innern manche Veränderungen vorgehen mußten, so würden die spätern Berichte uns kein so treues Bild von ihnen geben können. Auch kann man von den jezigen antillischen Karaißen nicht als von einer Nation sprechen. Denn was noch von ihnen übrig ist, besteht höchstens aus wenigen Einzelnen. Inzwischen wird es freilich nöthig seyn, diejenigen Züge und Umstände, welche etwa in den frühern Beschreibungen vergessen worden sind, aus den spätern und neuern zu nehmen.

Die Karaißen sind von mittelmäßiger Größe, gesund und wohlgestaltet. Sie haben ein großes, rundes Gesicht, einen etwas offen stehenden Mund, sehr weiße und dicht an einander gereihete Zähne, breite Schultern, und breite Füße, welches letztere wohl daher kommt, weil sie immer mit bloßen Füßen gehen. Ihre Haut ist röthlichbraun oder zimmetfarbig. Wenn viele Schriftsteller den



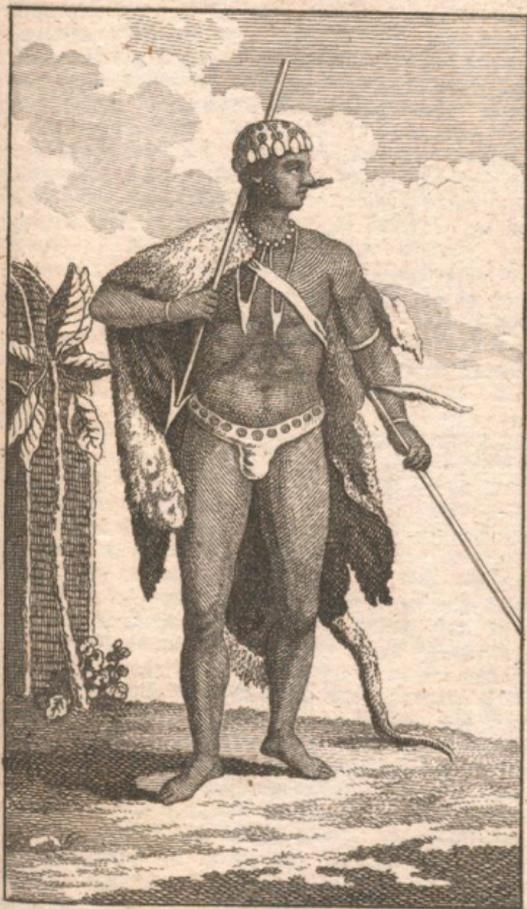
*Ein Vornehmer Ottowaner.*

St  
fä  
th  
B  
vo  
ob  
bb  
E  
ge  
U  
Fo  
un  
U  
der  
ler  
her  
ge  
fin  
m  
seh  
ha  
Ru  
ter  
fri  
der  
ge  
M  
da  
un  
än  
en  
me  
tio  
No  
die  
E  
gen  
jes  
tig  
er

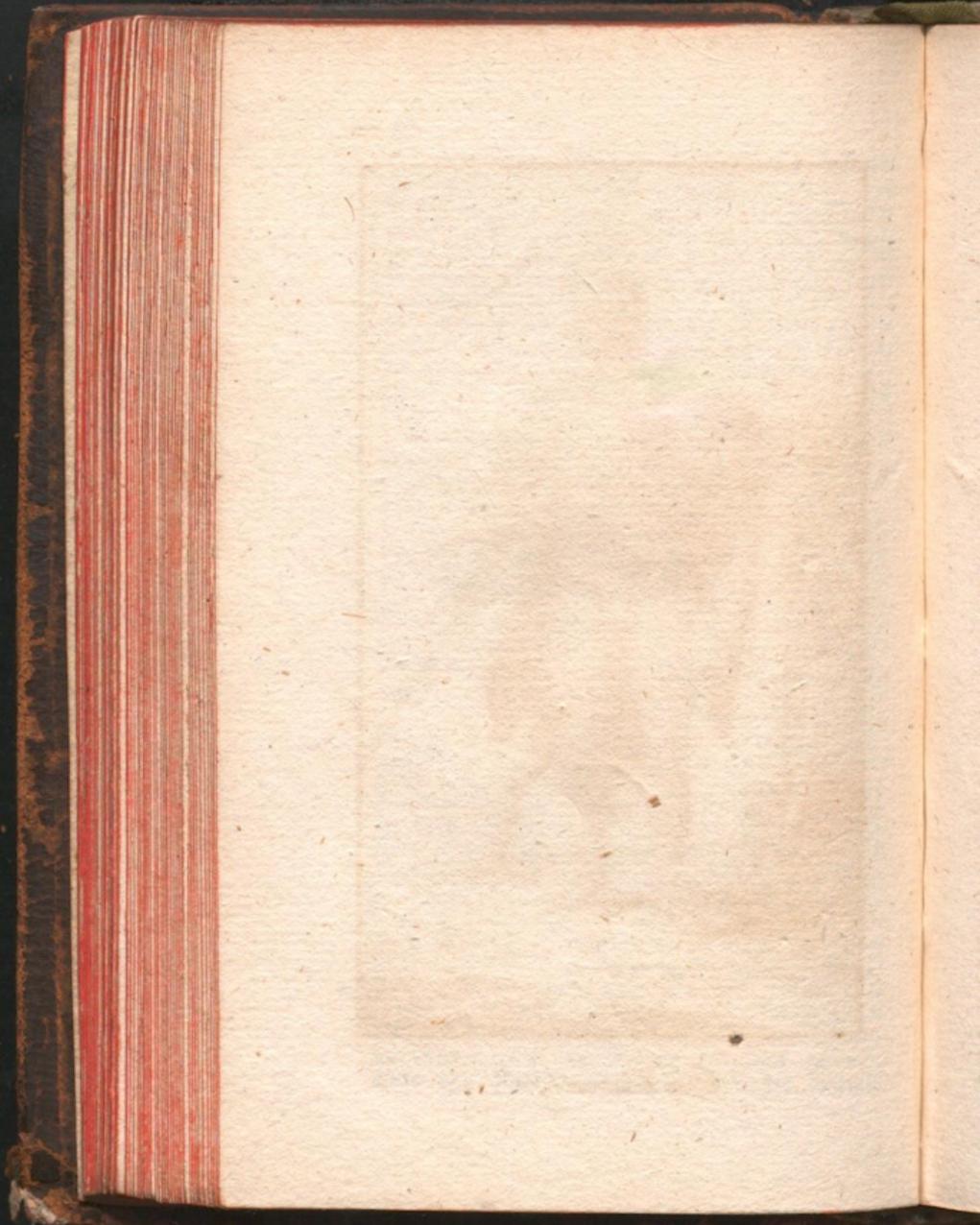
Karaiben und andern Amerikanern bald eine kupferrothe, bald eine olivengelbe, bald eine schwarzbraune Haut belegen; so kommt dieß theils von der Sorglosigkeit der Reisenden in Bestimmung der Farben her, theils aber und vornehmlich von der Wirkung des Klima's, oder, um mit Giranner zu reden, von der höhern oder tiefern Schminke, welche das Klima nach seinen verschiedenen Abwechslungen und Einflüssen auslegt, und von dem Umstande, daß die natürliche und climatische Farbe, nicht immer genau von der Farbe unterschieden worden ist, womit die meisten Amerikaner ihre Körper bemahlen. Die Haare der Karaiben sind schwarz und lang; sie fallen nicht in Locken, sondern hängen gerade herab, und werden mit besonderer Sorgfalt gekämmt, und mit Oehl gesalbet. Die Augen sind ebenfalls schwarz, dabey im Verhältnis mit dem Gesichte, klein; aber ihr Blick reicht sehr weit. Stirne und Nase sind platt. Man hat immer geglaubt, daß diese Plattheit durch Kunst hervor gebracht werde, indem die Mütter, um diese vermeintliche Schönheit oder kriegerisches Ansehen zu bewirken, ihren Kindern bey der Geburt und während der Säugungzeit, Stirne und Nase platt drückten. Man hat es dann sehr begreiflich gefunden, daß, nachdem viele Geschlechtsfolgen in ununterbrochener Reihe dieser gewaltsamen Veränderung unterworfen worden, die Natur endlich die ihr aufgedrungene Form angenommen, und den karaischen Kindern ihre Nationalschönheit, platte Stirnen und platte Nasen mit auf die Welt gegeben habe. Allein diese letztere Meinung, so wie überhaupt der Satz, daß die Natur solche willkürliche und gewaltsame Veränderungen fortpflanze, wird jetzt von scharfsinnigen Physiologen mit trefflichen Gründen widersprochen. Und was die erstere betrifft, so hat erst neulich ein gelehr-

ter Franzose, Urbaud,argethan, daß die Bildung der Karaihen wirklich natürlich und kein Werk der Kunst ist. (Observations sur la Physique, sur l'Histoire naturelle etc. par Rozier, Mongez, et de la Metherie.) Die Karaihen, wie bey weitem die meisten Amerikaner, verlieren den Bart und alle Haare am ganzen Körper, denn daß sie keine Anlage dazu hätten, und von Natur bartlos wären, ist nun auch allgemein als irrig erkannt, obschon der berühmte Geschichtschreiber von Amerika, Robertson, diese Meinung noch als richtig angenommen hat. Die Bärte der Europäer fielen, wie wir wissen, den Amerikanern als sehr sonderbar, und eben nicht als eine Schönheit auf.

Beide Geschlechter gehen ganz nackt, und nur mit Mühe konnten die Europäer sie dahin bringen, daß sie zuweilen bey ihren Besuchen ein Kleidungsstück annahmen, um die Theile zu bedecken, welche die Schamhaftigkeit zu bedecken gebueh. Diese Kleidungsstücke warfen sie aber sogleich wieder von sich, wenn der Besuch zu Ende war. Manche Europäer haben, um das Vertrauen der Karaihen zu gewinnen, sich nach ihrer Sitte bequemt, und sind unter ihnen nackt gegangen. Ungeachtet der großen Abneigung der Karaihen gegen jede Bekleidung des Körpers ist doch der Artikel von ihrem Puge nicht so kurz abzufertigen, als man bey einer solchen Vorliebe für gänzliche Nacktheit vermuthen sollte. Männer und Weiber schneiden einen Theil ihrer Haare in Böpfe, die sie auf den Kopf zurück legen; einen andern Theil der Haare lassen sie zu beyden Seiten der Länge nach herab hängen. Die Männer tragen ihre Haare nach dem Vorder und Hintertheile des Kopfes abgetheilt, und also die vordern, die ihnen sonst das Gesicht bedecken würden, über der Stirne abgehauen; die Weiber



*Ein Caraiibe .*



27

singegen tragen sie nach beiden Seiten geschüttelt. Obschon sie es ganz und gar nicht unanständig finden, gänzlich nackend zu sehn, und daher auch nicht darauf gedacht haben, dieser Unanständigkeit durch einige Kleidung abzuhelfen; so haben sie doch eine Art von Zug, der bey ihnen in mancher anderer Rücksicht zugleich die Stelle der Kleidung vertritt. Sie bestreichen sich das Gesicht und den ganzen Leib mit einer rothen Farbe, welche Ruku genannt, und aus den Beeren des Baumes Ruku mit Oehl oder Fettlaktit bereitet wird. Da sie viel von dieser Farbe brauchen, die ihnen zum großen Bedürfnis geworden ist, so pflanzen sie den Rukubaum, welcher kaum die Höhe eines mittelmäßigen Pomeranzenbaumes hat, in ziemlicher Anzahl um ihre Wohnungen her. Die schönere rothe klebrichte Farbe, welche innerhalb der Hüften die Beeren umgibt, wird im warmen Wasser los gemacht, und in der Form von Täfelchen oder auch von kleinen Kugeln aufbehalten. Gewöhnlich haben die Karabben ihre Wohnung nahe bey Flüssen oder Quellen. In diesen waschen und baden sie sich täglich mit dem frühesten Morgen. Darauf gehen sie in ihre Hütten zurück, und lassen sich mit Ruku, der in einer Kalebasse, der bekannten harten Schale einer Baumsfrucht bereit gehalten wird, das Gesicht und den ganzen Leib bestreichen. Zuweilen wird auch um die Augen ein schwarzer Ring mit dem Saft eines gewissen Apfels gemahlt. Gemeintlich versehen die Weiber dieses Geschäft, so wie auch das Kämmen bey den Männern. Ihr Werkzeug dabey ist ein Schwamm. An festlichen Tagen bleibt es nicht bey der rothen Farbe allein, sondern es werden auch andere Farben aufgetragen, und dadurch ein sehr buntes seltsames Gemälde zu Stande gebracht. Der Dienst, welchen ihnen mit oder ohne ihre Abs

Ca

sicht, dieses Bemahlen des Körpers leistet, besteht darin, daß durch das Oehl und die Fettigkeit ihre Glieder geschmeidig werden; daß ihre Haut einen Glanz, und eine sammetartige Sanftheit erhält; daß der heftige Schweiß und die erschöpfenden Ausdünstungen, durch welche in dem heißen Klima ihre Lebenskräfte viel früher aufgezehrt würden, zurück gehalten werden; daß sie von dem Regen und von der Sonnenhitze weit weniger leiden; und endlich, daß sie vor den peinlichen Besorgungen der Muskiten, einer Art langgeschwänzter Mücken, deren Stich äußerst schmerzhaft ist, und so vieler anderer Insekten, wovon die wärmern und heißen Gegenden den Amerikans wimmeln, und die ihnen das Leben zur Qual machen würden, sicher sind; weil diesen Thieren jener Firnis des Körpers, zu welchem in besondern Jahreszeiten noch andere Materien gemischt werden, sehr zuwider ist.

Sie tragen kleine Stücke von Schildkröten schalen, oder auch schön polirte Gräten von gewissen Fischen, an den Ohren. Man hat unter ihnen auch solche gesehen, welche die Scheidewand der Nasenhöhle, und die Unterklippen durchstochen, und Federn, Ringe und andere Alerathen von Bein, Fischgräten, und dergleichen daran hängen hatten. Am Hals tragen sie oft kleinere Rohrbeine, oder wie einige Reisende sagen, kleine Pfelflein aus den Beinen ihrer Feinde, und eine Schnur mit kleinen Muscheln und Eiterzähnen. Der beste Halschmuck und überhaupt das kostbarste Kleinod der Männer scheint jedoch das Karakoll zu seyn. Dieses Kleinod ist von schön polirtem Metall, vermuthlich aus einer Mischung von Kupfer, Silber und Gold. Es hat die Figur des zunehmenden Mondes, ist in schönes Holz gefaßt, und hat eine Größe von zwey bis zu sechs Zollen. Die größern

werden am Hals getragen, so, daß sie auf die Brust herab hangen. Die kleinern dienen zu Ohren, und Lippengehängen. Oft sieht man die Ohren, die Nase, die Lippen und den Hals der Karaiten zugleich mit den Karakoll behangen, welche ihnen dann ein seltsames Ansehen geben. Das Karakoll ist fast das einzige, was sie den Ibrigen zum Erbe hinterlassen. Sie schätzen es so sehr, nicht als Ieln, weil ihnen das glänzende Metall wohl gefällt, sondern auch weil sich die Ungesehenern unter ihnen dadurch auszeichnen, und weil sie es von ihren Feinden als Beute zurück bringen. Zu ihrem Putze gehören auch Armbänder. Diese werden von den Männern am dicken Theile des Arms nahe bey den Schultern, von den Weibern aber, wie in Eurypa, nahe an den Händen getragen. Auch die Schenkel zieren sie mit Schnüren von Ambra, Korallen und dergleichen. Die Männer prangen oft mit einem Busche, oder auch mit einer Krone von schönen bunten Federn.

Die Weibspersonen tragen vom zehnten Jahre an eine Art Fußbekleidung, welche von der Wade an, die noch frey bleibt, bis an die Knöchel reicht, und sich fest anschließt. Dazu gehört noch ein anderer ähnlicher Theil, welcher zwischen dem Knie und dem Anfang der Wade fest umgelegt wird. Diese Fußbänder bestehen aus einem Gewebe von Flinsen und Baumwolle, und haben einen starken Saum. Nach einigen sind sie aus Leder gemacht, und bloß mit dem Gewebe besetzt. Sie werden den Mädchen bey heran nahender Mannbarkeit angelegt, und diese dadurch gewisser Maßen von ihren männlichen Gespielen absondert. Daß sie zu gleicher Zeit die Armbänder und den Gürtel, welche Kinder beyderley Geschlechts bis ins zehnte Jahr tragen, ablegen, scheint nicht so richtig zu seyn, wenigstens nicht in dem Sinne, daß sie hernach keine

andere Armbänder anlegten. Und daß sie dies selbst tragen, bis sie von selbst abfallen, und also, wenn dies vor ihrem Tode nicht geschieht, sie mit ins Grab bringen, ist auch nicht bins länglich bestätigt.

Da die Karaißen, wie wir theils bisher schon gehört haben, theils im Verfolge dieser Schrift ferner hören werden, so sehr der Natur gemäß leben, unbekannt mit den unzähligen Uebeln, welche in geistlichen Staaten das Leben der Menschen untergraben, so kann man ganz wohl glauben, daß diejenigen unter ihnen, welche der Krleer verschont, und die nicht durch besondere Zufälle umkommen, ihr Alter größten Theils hoch bringen. Die bekannte schwächliche Leibesbeschaffenheit vieler amerikanischen Nationen darf wohl nicht das gegen eingewendet werden. Sie gilt nämlich von den Bewohnern der größern Antillen, mit welchen man die Karaißen so oft verwechselt hat, und noch verwechselt; aber nicht von den Karaißen, welche offenbar einen andern und stärkern Menschenstamm ausmachen. Allein wenn die Reisebeschreiber erzählen, und bis auf die neuesten Zeiten ihnen nach erzählt wird: daß gewöhnliche Alter der Karaißen gehe bis hundert und fünfzig Jahre und darüber, sie seyn dabey noch so stark und vermögend, daß sie in dem neunzigsten Jahre noch Kinder zeugen, und es solle gar nichts seltenes unter ihnen seyn, daß man Kinder betterinnen von achtzig Jahren antreffe. — Man finde Leute unter ihnen, die man eher für Schatten, als für lebendige Körper halten sollte. Indem man fast nichts-Bewegliches mehr an ihnen gewahr werde, als das Herz und die Zunge. Sie liegen als bloße Gertype auf ihrem Lager, reden aber beständig, und ohne alle Mühe &c., so wird es wohl erlaubt seyn, ein wenig zu lächeln. Mit den zuletzt angeführten Zeichen des hohen Alters mag



*Eine Carabin .*

e  
b  
g  
l  
w  
l  
S  
w  
fo  
de  
D  
a

3.  
v

a  
f  
b  
f  
f  
fo  
g  
fu  
re  
h  
p  
o  
p  
h  
v  
e  
B  
u  
d  
g  
o  
n

es allenfalls wohl seine gute Nichtigkeit haben; aber die hundert und funftzig Jahre folgen eben nicht daraus, und die ersten Erzähler waren so ehrlich zu sagen: „Die Karaiten wissen ihre Jahre nicht zu zählen, man kann ihr Alter bloß aus den Merkzeichen schliessen.“ Im Ganzen kann man als wahr annehmen, was Robertson nach einer sehr genauen Nachforschung urtheilt, daß die allgemeine Dauer des menschlichen Lebens überhaupt unter Wilden kürzer sey, als in gut geordneten und arbeitamen Gesellschaften.

### 3. Moralischer Charakter der Karaiten, ihre Geistesfähigkeiten, Temperament, Tugenden und Laster.

Die erste Eigenschaft, welche die Europäer an den Karaiten kennen lernten, war ihr Kühner, kriegerischer Muth, durch den sie sich von den Bewohnern der größern Antillen sehr unterschieden. Wenn diese staunend und schüchtern, oder mit kindlicher Freude und sorgloser Freundlichkeit die fremden Gäste ans Land kommen sahen, oder sich wohl gar furchtsam in das Innere ihrer Enlande flüchten; so standen dagegen die Karaiten drohend und streitfertig am Ufer, und zeigten in Mienen und Geberden ihre Entschlossenheit, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Ein Beyspiel, welches Robertson aus einer spanischen Handschrift anführt, kann uns einen Begriff von dem Muth dieses Volkes geben. Es ist von Andreas Bernaldes, einem Freunde und Zeitgenossen von Columbus, aufgezeichnet, und weder Don Ferdinand Columbus, noch die andern Geschichtschreiber jener Zeit, deren Werke heraus gekommen sind, haben desselben Erwähnung gethan. Ein karaitischer Kahn mit vier Männern, zwey Weibern und einem

Anaben, begegneten unvermuthet der Flotte des Columbus auf seiner zweyten Reise, als sie zwischen ihren Inseln durchsteuerte. Anfangs waren die Karalben über einen für sie so neuen und sonderbaren Anblick fast ganz betäubt, und rührten sich über eine Stunde lang fast nicht von der Stelle. Eine spanische Barke mit fünf und zwanzig Mann näherte sich ihnen, und die Flotte umringte sie allmälich so, daß sie ihnen den Weg ans Land ganz und gar abschnitte. Als sie sahen, daß sie nicht mehr entkommen konnten, fährt der Geschichtschreiber fort, so ergriffen sie mit unerschrockener Entschlossenheit ihr Gewehr, und fingen den Angriff an. Ich sage, mit unerschrockener Entschlossenheit, denn ihrer waren wenige, und sie sahen eine große Anzahl bereit, sie anzufallen. Sie verwundeten mehrere Spanier, ungeachtet diese geharnischt waren, und Schilde hatten. Und auch da der Kahn der Wilden umgestürzt war, konnten nur einige von ihnen mit großer Mühe und Gefahr gefangen werden, weil sie, auch während sie im Meere schwammen, sich noch immer wehrten, und ihre Bogen sehr geschickt zu gebrauchen wußten.

Die Karalben geben sich gern in Mienen und Geberden und in ihrem ganzen äußern Anstand ein fürchterliches Ansehen. Man hat daraus mit Unrecht geschlossen, daß sie schwermüthig und traurig seyn. Sie haben viel Empfindlichkeit und Eifersucht für Freyheit und Unabhängigkeit. Jede Beschränkung ihres Willens, jedes Verhältniß und Zeichen von Unterwürfigkeit ist ihnen verhaßt. Daber sagt man in den französisch, westindischen Inseln sprichwortsweise von ihnen: „einen Wilden quer ansehen, heißt ihn schlagen: ihn schlagen heißt ihn tödten.“ Daber schlugen sie sich noch weniger, als die übrigen Amerikaner in die Clavenfesseln, welche die Europäer



*Eine Virginische Frau .*



ihnen anlegen wollten, und blesentigen, welche ihr Schicksal daretin gerathen ließ, tödtete der Verdrus und die Verzweiflung. Viele machten ihrer Sclaverey und ihrem Leben durch gewaltsamen Tod ein Ende. Sie lassen sich, wie die meisten Wilden, bloß durch die Umstände und Eindrücke der Gegenwart, und das Bedürfnis des Augenblicks leiten, ohne in der Jugend auf das Alter; im Sommer auf den Winter, bey ihnen, die regnichte Jahreszeit: ja ohne nur des Morgens auf den Abend zu denken. Des Abends, wenn sich der Karabe zum Schlafen niederlegen will, macht man ihm vergebens sein Hängebetsfell; er wird es um keinen Preis verkaufen, aber man komme des Morgens, wenn er etwa auf ein Geschäft oder auf einen Zeitvertreib ausgeht und er wird es um den elendesten Land, der seinem kindischen Sinne gefällt, hingeben, ohne darauf zu denken, daß er es noch am Abend desselben Tages mit Schmerzen vermissen wird. Unter sich selbst leben sie in ziemlicher Einigkeit und Freundschaft. Aber empfangene Beleidigungen verzeihen sie nie; der Beleidiger mag nun von ihrer Nation oder von Fremden seyn. Ihre Rachsucht ist daher unauslöschlich, und lauert immer auf Befriedigung. Sie ist es, die sie zu der Grausamkeit gegen ihre Feinde entflammt, wegen welcher sie so sehr berüchtigt sind. Sie essen nicht überhaupt, und als gewöhnliche Speise, gern Menschenfleisch, sondern halten solche barbarische Mahlzeiten bloß von dem Fleisch der Feinde, welche in ihre Hände fallen, das ihnen die Rachsucht zum herrlichsten Leckerbissen macht. Sie leben keusch, und der Geschlechtstrieb scheint nicht viel stärker bey ihnen zu seyn, als bey den übrigen Amerikanern. Bekanntlich ist er bey denselben außerordentlich schwach. Ihre Mä-

Sigelt im Essen hat die Europäer in Europa  
Frauen gesetzt.

Noch haben sie eine Tugend, die man nicht  
bey ihnen vermuthen sollte. Sie sind gasts  
freundlich. Wenn Fremde zu ihnen kommen,  
von denen sie nichts befürchten, so vertaus  
schen sie mit ihnen die Namen, weisen ih  
nen Hängebetten an, und unterhalten sie mit  
Gesprächen, während daß andere Früchte hers  
bey hohlen. Daß sich die Karaben auf St. Chris  
toph der kranken Spanier, welche von ihren  
Landsleuten auf der Fahrt nach Europa das  
selbst ausgefetzt worden, mit vieler Sorasalt an  
genommen haben. Ist oben bey dieser Insel ers  
wähnt worden. Auch hat man bey ihnen ges  
funden, was man sonst bey Wilden selten  
findet, und was man nach Lactus, auch an  
den alten Deutschen vermisse, Dankbarkeit  
für empfangene Geschenke und Gutthaten.

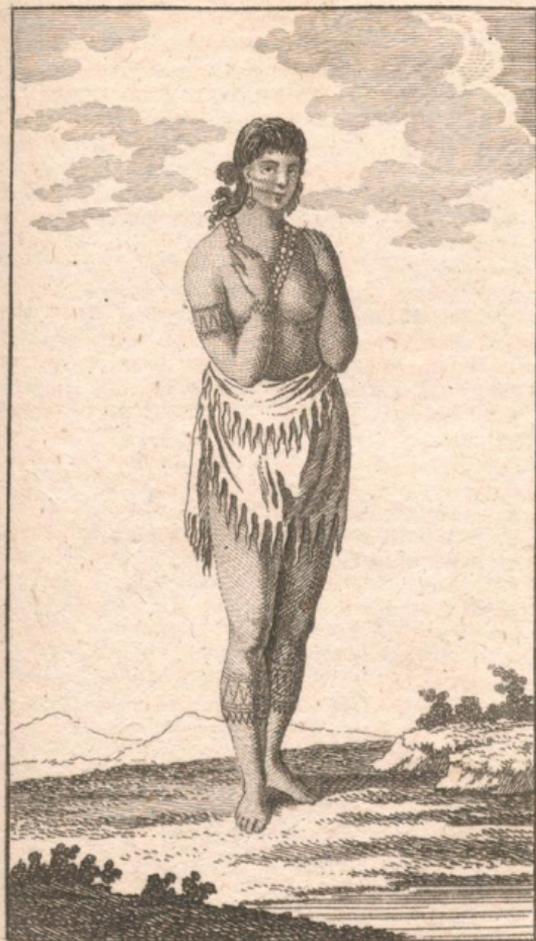
Von ihren Getreuefähigkeiten kann man,  
nach allen Zeugnissen der zuverlässigsten Reis  
sebeschreiber, keinen vortheilhaften Begrif  
fassen. Der Franzose de Chanvalon, der als  
ein einsichtsvoller und philosophischer Beobach  
ter geschätzt ist, und sich vom Jahr 1751 an,  
sechs Jahre lang auf der Insel Martinique  
aufgehalten hat, sagt von den Karaben:  
„Nicht ihre rothe Gesichtsfarbe, noch ihre  
sonderbaren Züge machen den Hauptunterschied  
zwischen ihnen und uns aus. Diesen macht  
ihre übermäßige Einfalt, und der einges  
chränkte Grad ihrer Seelenkräfte. Ihre Vernunft  
ist nicht erleuchteter oder vorbersehender,  
als der Naturtrieb der Thiere. Die Vernunft  
der dümmsten Landsleute, die Vernunft  
der Negern, die in denselben Theilen von  
Afrika aufgewachsen sind, welche vom Ums  
gang mit Europäern am weitesten abliegen,  
ist so beschaffen, daß wir Anzeigen eines Ver  
standes entdecken, der zwar nicht entwickelt,  
aber doch eines Wachstums fähig ist. Eines

Wachsthum aber scheint der Verstand der Karaben kaum fähig zu seyn. Gewährten uns eine gesunde Weltweisheit und die Religion nicht ihr Licht, so würden wir geneigt seyn zu glauben, daß sie nicht zu unserm Menschengeschlechte gehörten. Ihre dummen Augen sind der echte Stempel ihrer Seelen; sie scheinen nichts zu thun zu haben. Sie sind äußerst träge, und bekümmern sich nie im geringsten um den Augenblick, der auf den gegenwärtigen folgen wird." Dieses Zeugniß gibt freulich keinen guten Begriff von dem Geistesfähigkeiten der Karaben, und ist um so auffallender, da es erst in der Mitte dieses Jahrhunderts abgelegt wurde, nachdem sie bereits so lange Zeit die Europäer um sich her hatten handeln sehen, und zum Theil in Verkehr mit denselben gestanden hatten. Denn billig hätte man davon einige Schritte zur Entwicklung ihrer geistlichen Anlagen erwarten sollen. Und waren wirklich schon einige solche Schritte geschehen, als Chanvalon sie kennen lernte, wie thierisch mußte vorher ihr Zustand gewesen seyn!

Bei diesen Umständen kann man sich nicht wundern, daß sie es im Zählen nicht weiter als auf zwanzig gebracht haben. Um diese Zahl auszudrücken, zeigen sie auf Finger und Zehen. Wenn sie einen Feldzug beschloffen und ausgemacht haben, nach wie viel Tagen der Zug beginnen soll, so thut jeder so viel Erbsen in seine Kalebasse, als Zwischentage seyn sollen, und wirft mit jedem Morgen eine weg. Wenn sie die letzte Erbse weg geworfen haben, so wissen sie, daß der folgende Tag der bestimmte Termin ist, und stellen sich an demselben auf dem verabredeten Platz. Auch Kerbhölzer und Knöpfe an einer Schnur brauchen sie zu solchen Absichten. Von den letztern lösen sie täglich einen auf. Daß sie ihre Lebensjahre nicht zu zählen noch anzuz

geben wissen, ist bereits erwähnt worden. Kaum eine Spur findet sich, daß einige von ihnen sich die Wiederkehr gewisser Mondveränderungen gemerkt hätten. Sie waren nicht fähig, den Begriff von größern Zeitabschnitten, worauf sie durch diese Bemerkung geleitet werden mußten, zu einer Berechnung von Monaten, und noch weniger von Jahren auszubilden. Die Kunst, auf die bey uns gewöhnliche Weise Feuer hervor zu bringen, kannten sie bey der Ankunft der Europäer noch nicht. Sie bedienten sich dazu, wie viele andere Wilde, zweyer Stücke Holz, eines festen und eines weichen, die sie an einander so lang rieben, bis Feuer entstand. Was man sonst noch als Zeichen ihrer Unwissenheit und Einsalt anführt, z. B. daß sie das Schießpulver für den Samen eines Krauts gehalten, und sich von demselben ausgebeten haben, um ihn bey ihren Hütten auszusäen, und selbst zu pflanzen; daß sie geglaubt haben, der Masboya, oder der böse Geist bringe das Wunderwerk eines Flintenschusses hervor; diese und andere ähnliche Sätze passen zwar ganz wohl auf ein so rohes und unwissendes Volk. Aber theils sind sie nicht eben Zeichen des Unverständes, theils scheinen sie eigentlich bey den Bewohnern der größern Antillen und des festen Landes gesammelt worden zu seyn. Ich will sie daher lieber mittheilen, wenn von diesen gehandelt werden wird.

Eingeschränkt auf einen kleinen Kreis von Bedürfnissen, unbekannt mit dem Verlangen nach einem bessern Zustande, unbekümmert um alles, was über die Gegenwart hinaus liegt, ausgenommen etwa bloß den Gedankten auf Rache, die an den Feinden genommen werden soll, begnügt sich der Karabe mit den wenigen Fertigkeiten, deren er zu Berechtigung seiner einfachen Hütte, seines Kahn, seines Fischergeräthes, seines Puges und sei-



*Ein Virginisches Mädchen.*

u  
e  
u  
b  
g  
p  
t  
n  
u  
g  
D  
D  
t

4.  
8

ei  
E  
ni  
F  
u  
M  
da  
de  
fd

St  
©  
ni  
Iel  
die  
B  
fie  
ge  
fr

wer funktlosen Pflanzungen bedarf. Er findet selbst in der Leichtigkeit seine natürlichen Bedürfnisse auf dem immer grünenden Boden und aus den fischreichen Gewässern um ihn her, zu befriedigen, eine Hinderniß, seine Begriffe zu erweitern. So verlebt er seine Tage größten Theils in gedankenloser Trägheit und in stumpfer Unempfindlichkeit gegen alle feineren Vergnügungen des Geistes und Herzens, und selbst gegen die reizendsten Aufforderungen der Menschlichkeit, mißtraulich gegen alle Verhältnisse, welche seine Freiheit und Ungesundenheit nur im mindesten zu beeinträchtigen scheinen.

4. *Cultur, Sprache, Beschäftigungen, Nahrung, Wohnungen, Sitten und Gebräuche der Karalben.*

Es würde lächerlich seyn, von der *Cultur* eines Volkes, das nicht über zwanzig zählen kann, viele Worte zu machen. Fehlt es doch nicht an Zeugnissen, welche ihnen sogar die Fähigkeit, *Cultur* anzunehmen, absprechen, und nach welchen man sie, wie überhaupt die Amerikaner, zu einer ewigen Kindheit verdammte glauben sollte. So mag es denn an dem genug seyn, was der vorbergehende Abschnitt hierüber gesagt hat.

Die *Arzneykunst* der *Karalben* besteht in der Kenntniß einiger Kräuter, Wurzeln, Früchte, Säfte, Oehle, Harze und Salben, welche wenigstens in einigen Krankheiten gute Dienste leisten. Aber oft begnügen sie sich nicht mit diesen natürlichen Mitteln allein, sondern die Bone, ihre Schwarzkünstler, Aerzte und Priester, müssen noch ihre geheimen Künste dabey gebrauchen, und die Geister berufen und besfragen. Gewöhnlich beschäftigen sich jedoch die *Wäiber* mit Bereitung der *Arzneyen*, und

mit Heilung der Krankheiten. Vorzüglich schätzbar sind ihre Mittel gegen den Biß giftiger Schlangen, und gegen die Verwundung von vergifteten Wunden.

Die Karaißen kannten die Buchstabenschrift, dieses große Mittel zur Cultur, gar nicht. Diesen Mangel hatten sie übrigens mit allen amerikanischen Nationen gemein. Aber sie waren auch gar nicht auf dem Wege, sich dieser äußerst wichtigen Erfindung nur einigermaßen zu nähern; wie doch bey den Mexikanern und Peruanern augenscheinlich der Fall war. Es findet sich nicht die leiseste Spur, daß sie ihre Gedanken anders, als durch den Mund und durch Gebärden, auszudrücken und mitzutheilen versucht hätten. Ihre Sprache soll sehr lieblich und angenehm klingen. Man hat einige Bemerkungen darüber, und einige Ausdrücke daraus gesammelt. Folgendes davon kann hier als Probe genug seyn. Die erste, zweite und dritte Person bezeichnen die Karaißen durch Vorsetzung eines M, B und L. So heißt also Nitchit, mein Kopf; Nitchit, dein Kopf; Nitchit, sein Kopf. Von einer Sache, die verloren oder verdorben ist, sagen sie: sie ist todt. Einen Leutenant nennen sie die Fußstapfen des Hauptmanns. Die Rippen nennen sie den Rand des Mundes; das Kinn, die Stütze der Zähne; den Hals, die Stütze des Kopfs; den Puls, die Seele der Hand; die Finger, die Kinder der Hand; den Daumen, den Vater der Finger; die Zehen, die Kinder des Fußes; den Regenbogen, den Federbusch des Himmels. Fast alle frühern Reisenden, welche die karaißischen Inseln besucht haben, bestätigen die oben schon erwähnte sonderbare Erscheinung, daß bey den Karaißen jedes Geschlecht eine besondere Sprache habe. Neuere Reisende konnten diese Beobachtung allerdings nicht wohl machen, da sie nur noch sehr geringe Ueberbleibsel von der

Nation selbst antrafen, und die traurigen Schicksale derselben, so wie ein Zeitraum von mehreren Jahrhunderten nothwendig die Verästelung der einen oder der andern von den beiden Sprachen oder vielleicht eine Art von Zusammenschmelzung bewirkt haben mußten. Die Entstehung dieser sonderbaren Erscheinung läßt sich am besten aus einer Sage erklären, welche die Karaiiben unter sich haben. Nach derselben sind ihre Vorfahren aus irgend einem Theile des festen Landes auf die Inseln gekommen, haben die männlichen Einwohner ausgerottet, und sich ihre Besitzungen und Weiber zugeeignet. Die Eingewanderten hatten ihre besondere Sprache mitgebracht; die Weiber bebielten ihre eigene Sprache bey, und lehrten sie ihren Töchtern, es sey nun aus Vorsatz, oder durch beständigen Umgang, und durch die engere Anhänglichkeit, welche zwischen Müttern und Töchtern gewöhnlich herrscht. So erbielten sich denn auf lange Zeit hin die beyden verschiedenen Sprachen unter den beyden Geschlechtern dieser Nation. Da die Sprache der männlichen Karaiiben mit der Sprache der Eingebornen auf den größern Antillen nichts gemein hat; hingegen die Sprache der Weiber mit derselben ziemlich nahe verwandt ist, so kann man mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die ebemahligen Bewohner der kleinern Antillen, mit den Bewohnern der größern Antillen zu einem Volksstamme gehört haben.

Die Jaad findet auf den Antillen nicht Statt, da sich keine von den Thieren daselbst finden, welche gewöhnlich Gegenstände der Jaad sind. Die Karaiiben lieben auch das Fleisch gar nicht. Aus dem Thierreiche genießen sie bloß Fische, Eidechsen, Krabben, und etliche Vögel. Sie stecken die größern Stücke Fleisch an einen hölzernen Spieß, um es zu braten. Vögel, wie Hühner und Tauben, werfen sie ohne Zus

bereitung ins Feuer, und bedecken sie, wie die  
 Federn weggebrannt sind, mit heißer Asche.  
 Sind die Vögel so durchgebraten, so nehmen  
 sie denselben die Rinde ab, und das Eingeweide  
 heraus, und genießen das Uebrige. Uns  
 gefähr eben so machen sie es auch mit den  
 Fischen. Das Fleisch der Schildkröten und der  
 Schweine verabscheuen sie. Ihre gewöhnlichste  
 Nahrung nehmen sie aus dem Pflanzenreiche.  
 Sie bereiten sich aus der Wurzel des Maniok  
 oder Mandiok, einer Pflanze, die häufig und  
 schnell wächst, ein schwachhaftes Brot, das  
 sie Kassave nennen. Ihre Bereitungsart ist  
 folgende: Sie schaben die dünne und feste  
 Haut der Wurzel ab, reiben das Uebrige an  
 einem rauhen Steine, oder seit der Bekanntheit  
 mit den Europäern auf großen eisernen  
 Keilen, zart, pressen es in einem aus Weiden  
 geflochtenen Sacke sieben das Mehl, und was-  
 chen aus demselben ohne weitere Zumischung  
 ganz dünne Kuchen. Diese thun sie auf einer  
 steinernen Platte, welche sie über einem Feuer  
 befestigen. Ist der Kuchen auf der einen Seite  
 gebacken, so wenden sie ihn um, damit er auf  
 beiden Seiten völlig ausgebacken werde.  
 Ueber dies trocknen sie ihn hernach noch an  
 der Sonne. Diese Kuchen sind zwar in den  
 ersten Tagen nach der Befertigung am besten,  
 doch kann man sie auch etliche Monate auf-  
 behalten, ohne daß sie viel von ihrer Schme-  
 ckhaftigkeit verlieren. Der Saft der Maniok-  
 Wurzel ist sehr giftig, und es ist daher wohl  
 begreiflich, daß die Europäer die Kassave, ob-  
 schon der Saft bei der Bereitung ausgepreßt  
 wird, noch sehr ungesund gefunden haben;  
 und daß sie den Karaiern bloß durch die Ge-  
 wohnheit unschädlich geworden ist. Auch aus  
 Wata (türkischem Korn) backen die Antillen-  
 bewohner Brot. Und die Patatenwurzel wird  
 hier und da auch statt Brotes gebraucht.

Die Fische braten sie langsam auf einem



*Ein Oberhaupt der Virginier.*

Roß  
Gef  
bart  
Fleis  
verge  
Stü  
(Me  
dien  
tan

ben  
Wa  
rere  
wird  
Ma  
Bor  
Aber  
säbig  
abau  
und  
thun  
Mise  
ein  
diese  
den  
fert

D  
Trin  
nen  
Mat  
ben  
Spe  
zu h  
zeit  
gewo  
welc  
einer  
rehtu  
ropä  
keit  
W

Kofte. Nur nach einem Kriegszuge, wenn sie Gefangene gemacht haben, kommen die barbarischen Mahlzeiten vor, bey welchen sie das Fleisch ihrer gefangenen Feinde braten und verzehren. Beym Essen sitzen sie auf kleinen Stühlen; jeder hat einen besonderen Tisch (Matutu,) vor sich. Statt der Tischtücher dienen ihnen die Bananenblätter, welche bekanntlich sehr lang und breit sind.

So einfach ihre ganze Lebensart ist, so haben sie sich doch nicht mit dem natürlichen Wasser zu trinken begnügt, sondern sich mehrere Getränke erfunden. Das eine, Maby, wird aus Pataten, das andere, Ubtu, aus Maniokwurzeln gesotten. Das Letztere ist das Vorzüglichere, und hat eine berauschte Kraft. Aber die Welse, wie dasselbe bereitet wird, ist sählig, den begierigsten europäischen Trinker abzuschrecken. Die Weiber rösten nämlich und kauen die Maniokwurzeln, das Geträute thun sie in Gefässe mit Wasser, lassen die Mischung einige Tage gähren, selhen sie durch ein Sieb, und, wenn die Brühe, die sie auf diese Welse erhalten, noch einige Tage gestanden hat, so ist das Getränk zum Gebrauch fertig.

Die Mäßigkeit der Karathen im Essen und Trinken ist schon gerühmt worden. Wir können noch das Lob der Reinlichkeit bey ihren Mahlzeiten hinzu setzen. Sie rühren weder bey der Bereitung, noch bey dem Essen eine Spelse an, ohne die Hände vorher gewaschen zu haben. Der Hunger bestimmt ihre Essenszeit; diese ist also verschieden, und an keine gewisse Stunde gebunden. Die Geduld, mit welcher sie den Hunger ertragen, und nach einer langen Entbehrung, die langsame Bereitung ihrer Speisen erwarten, fiel den Europäern eben so sehr auf, als ihre Genügsamkeit im Essen.

Wegen der Bequemlichkeit zum Baden

welches sie jeden Morgen verrichten, ehe sie etwas anderes vornehmen, schlagen sie ihre Wohnungen gern nahe bey Flüssen, Bächen und Quellen auf. Und, um freyere Luft zu haben, und vor den Mücken sicher zu seyn, welche sich nur in niedern und sumpfigen Gegenden aufzuhalten pflegen; vielleicht auch, um nicht durch Ueberschwemmungen zu leiden, wählen sie dazu gern kleine Anhöhen und Hügel. Hier bauen sie sich denn ihre kleinen Hütten nahe an einander. Diese sind länglich rund, haben Wände von geflochtenem Rohr, und eben solche Thüren. Die Dächer reichen bis auf die Erde herab, und sind mit großen Blättern und Rohrsträngeln so dicht belegt, daß kein Regen eindringen kann. Nach ihrem Bedürfnisse geben sie diesen Hütten mehr oder weniger Abtheilungen durch Scheidewände. Der Boden ist die bloße Erde, und wird reinlich gehalten. Diese Reinlichkeit vermisst man aber in ihren gemeinschaftlichen Versammlungshütten; vermuthlich weil sie sich hier der Lustigkeit überlassen, durch keine Ordnung und Aufsicht beschränkt sind, und von der Unreinlichkeit, die sie sich wechselsweise gestatten, nur während der kurzen Zeit ihrer Versammlung beschwert werden können, da sie hingegen durch Unsauberkeit in ihren eignen Hütten beständige Unannehmlichkeiten zu dulden haben würden. Neben der Wohnhütte sind gewöhnlich zwey kleinere Hütten, wovon die eine zur Küche, die andere zu Aufbewahrung des Haus- und Streitgeräthes, der Körbe, Betten, Bogen, Pfeile, Streitkolben u. d. dienet. In einiger Entfernung von ihren Wohnungen haben sie einen abgesonderten Platz, wo sie ihre Nothdurft verrichten. Es ist bemerkenswerth, daß sie immer einen spitzigen Stock mit dahin nehmen, mit demselben eine Vertiefung in die Erde graben, und ihren Unrath darin bedecken. Eine Stute,

welche den Israeliten im Befehle vorgeschrieben, welche den den Türken üblich, und in Ansehung der Hauptsache, der Verschattung und Bedeckung des Unrathes, einigen Thiergattungen selbst von Natur eigen ist.

Die Karabden schlafen in hangenden Betten, die entweder aus Baumwolle gewebt, oder aus dünnen Stäben geflochten und mit Bananenblättern belegt, und deren beyde Ende an den Hauptpfosten der Hütte befestigt sind. Ein solches baumwollenes Bettie heißt *Amak*. Die aus Stäben geflochtenen, die weniger geschmeidig sind, als die baumwollenen, werden jedoch gewöhnlich an den vier Ecken aufgehängt. Für diese Gattung von Betten haben sie den Nahmen *Kabane*. Sie flechten eine Art Körbe, *Katolt* oder *Kanani* genannt, deren sie sich zu Aufbewahrung und Fortbringung ihrer Bedürfnisse bedienen, und die sie ehedem auch häufig an die Europäer vertauschten. Diese Körbe werden theils aus Schilfrohr, theils aus Latanenstielen, in verschiedener Größe so dicht gemacht, daß sie kein Wasser durchlassen, wenn sie dem Regen auch sehr lang ausgesetzt sind. Ihre natürliche Farbe ist hellgelb oder weißlich; aber meistens werden sie bunt, schwarz, roth, blau und gelb gefärbt. Sie haben einen genau passenden Deckel, dessen Höhe ein Drittheil des Ganzen ausmacht. Ihr übriges Hausgeräthe sind kleine geflochtene Tische mit vier Füßen, Stühle von gelbem oder rothem Holz, das einen schönen Glanz hat; irdenes, an der Sonne getrocknetes Geschir zum Kochen; Kürbisse (*Kalebassen*) und ähnliche Früchte, ausgekocht und außen bemahlt, wovon sie die größern zur Aufbewahrung des Getranks, Ukisu, und die kleinern in Trinkcassiben und Schüsfern gebrauchen. Alle diese Gefäße werden mit der größten Sorgfalt reinlich gehalten.

Sie verändern ihre Wohnplätze oft, wenn

ihnen etwa andere Gegenden dazu bequemer scheinen. Und da ihre Wohnungen so beschaffen sind, daß sie ohne dieß nach wenigen Jahren erneuert werden müssen, und es in Ansehung der Mühe gleichgültig ist, ob sie die neue Hütte an diesem oder jenem Orte aufbauen, so können sie sich freylich leicht zu solchen Veränderungen entschließen. Um ihre Wohnungen her pflanzen sie die Bäume, die ihnen am wertbesten sind, Bananen; Pomeranzen; Citronen; Feigen; Nuku; Bäume; in den Gärten selbst Mais, Maniok, Pataten, Ananas, Kürbisse, Kohl, Bohnen, Erbsen und andere vorzügliche Stauden und Kräuter mit welchen ihre Inseln so reichlich versehen sind.

Ihre Weiber behandeln sie hart und tyrannisch, diese leben also in einer Art von Sklaverey. Sie dürfen nicht eher essen, als bis die Männer ihre Mahlzeit vollendet haben. Die meisten und härtesten Geschäfte sind ihnen angewiesen. Sie müssen ihre Männer rutzutren, Baumwolle spinnen, die Fische, welche die Männer gefangen haben, am Ufer hohlen, die Speisen bereiten, die Gärten bauen, die Maniokwurzeln heraus nehmen, und daraus das Brot Kaffave, und das Getränk Ublku machen, und die Hütte und das Geräthe rein halten. Während das die Weiber mit diesen beschwerlichen Arbeiten und mit den Kindern beschäftigt sind, und sich unabsichtlich anstrengen müssen, um damit zu Stande zu kommen, liegen die Männer meistens müßig im Schatten, oder gehen gedankenlos umher. Denn die wenigen wichtigern Geschäfte, die sie auf sich genommen haben, lassen ihnen viele Zeit übrig, die sie der Trägheit und dem Müßtagange, oder sehr leichten zeitverkürzenden Beschäftigungen, der Verrichtungen ihres Hausgeräthes, der Ess- und Trinkgefäße, und der Federkronen weihen,



*Eine Frau aus Pomejooce in Virginien.*

una  
chri  
W  
sorg  
Wu  
nd  
met  
best  
sie  
fan  
Fet  
Hol  
be  
Die  
unt  
mit  
des  
de  
gife  
pae  
Am  
sebr  
den  
ne  
unt  
ju  
ang  
St  
feu  
W  
sch  
fall  
den  
Fet  
abe  
sie  
gef  
fir  
ein  
Sa  
fa

ungestört durch den Anblick der unaufhörlichen harten Arbeiten, unter welchen ihre Weiber sich erschöpfen. Sie, die Männer, besorgen nämlich besonders die Erbauung und Verbesserung der Hütten, sollen das dazu nöthige Holz, verfertigen sich Waffen, welche meistens in Bögen, Pfeilen und Streitkolben bestehen, machen sich aus dicken Bäumen, die sie aushöhlen, Kähne, gehen auf den Fliedsfang aus, und führen die Kriege gegen die Feinde. Die Streitkolben werden aus hartem Holze gemacht aeglätet, und an der Handzahn mit kurtem Holz und Bein eingesetzt. Die Pfeile verfertigen sie aus einem dünnen und glatten Rohre, und belegen sie vorn mit dem spitzigen Beine aus dem Schwanz des Rochen. Sollen die Pfeile gegen die Feinde gebraucht werden, so werden sie noch vergiftet. Vor der Bekanntschaft mit den Europäern kostete den Karaihen, und den andern Amerikanern die Verfertigung eines Kahnes sehr lange Zeit und unsäglich Mühe. Um den dicken Baum, welchen sie zu einem Kahne umschaffen wollten, zu fällen, legten sie unten an dem Stamme Feuer an, und um zu verhindern, daß es den Baum aufwärts angreife, umgaben sie denselben über der Stelle, die durchgebrannt werden sollte, mit feuchtem Moos. War der Baum auf diese Weise gefällt, so schnitten sie die Aeste mit scharfen Steinen ab, oder brannten sie ebensfalls weg, dann höhlten sie ihn, theils mit den erwähnten scharfen Steinen, theils mit Feuer aus. Wegen ihrer schlechten Werkzeuge aber auch wegen der Gleichgültigkeit, womit sie die Arbeit verrichten, und wegen des Mangels an der nöthigen Munterkeit und Anstrengung, bräuen sie über der Verfertigung eines Kahnes nicht nur Monate, sondern Jahre zu, und oft so viele Jahre, daß er ansängt vor Alter zu faulen, ehe sie ihn vollens

den. Sie haben zweyerley Boote: Kleinere, Kanoe, oder Bacassa, welche zur Fischerey und zu kleinen Ueberfahrten dienen, und größere, Pragoa (Piroque) genannt, welche wohl vierzig bis funfzig Mann fassen, und zum Kriege gebraucht werden. Sie wissen diese schwerfälligen Rähne mit vieler Geschicklichkeit und Behendigkeit zu steuern und zu wenden.

Den Fischfang treiben sie mit großer Geschicklichkeit. Mit der beharrlichsten Geduld lauern sie in ihren Rähnen auf die Erscheinung irgend eines großen Fisches, den sie in dem hellen Wasser auch in beträchtlicher Tiefe erblicken, und mit dem Pfeile zu treffen wissen. Sie schwimmen ihm auch wohl unter das Wasser nach, um sich die Beute nicht entgehen zu lassen. Sie fischen auch mit der Angel. Wenn sie aber weder mit dem Pfeile noch mit der Angel glücklich sind, so streuen sie kleine Stücke von einem gewissen Holz, zerstampft, in das Wasser. Die Fische werden dadurch betäubt, und mit leichter Mühe gefangen.

Die Karalben unterhalten sich gern mit Papageyen, die sie zahm gemacht haben. Sie singen und pfeifen gern, und werden dessen nicht leicht müde, obschon sie es oft, viele Stunden nach einander fort treiben. Zu dem Letztern bedienen sie sich einiger Pfeifen, die zum Theil aus den Gehelnen ihrer Feinde gemacht sind. Auch haben sie eine Art von Trommel und Klapperwerke, an denen sie sich wie Kinder sehr ergehen. Oft tanzen sie zu dieser Musik.

Ben verschiedenen Gelegenheiten, zum Exempel, wenn sie einen Kahn zu Stande gebracht haben, und in die See lassen wollen, wenn sie nach ihrem Ausdrucke einen Garten umbauen, das ist, wenn sie einen waldigen Platz zu einem Garten umschaffen wollen; wenn sie einen Krieg vorhaben, oder von

einem glücklichen oder unglücklichen Kriege zurück gekommen sind; in solchen und andern Fällen stellen sie öffentliche Mahlzeiten an, welche in größern Hütten, die ihnen gemeinschaftlich gehören, und Karbet heißen, gehalten werden. Der Tag dazu wird einige Zeit vorher bestimmt und angesagt; die Weiber bereiten besonders starken Ustku, und erhöhen seine berauschte Kraft durch Zumschungen. Die Männer schaffen einen Vorrath von Fischen und Eidechsen herbei. An dem festlichen Tage erscheinen dann Männer und Weiber in ihrem größten Putz, bunt mit allerley Figuren bemahlt, mit Federkronen, Karakoli und andern Angehängen, mit Hals- und Armbändern stattlich geschmückt; einige am ganzen Leibe mit bunten Federn, die durch einen Ueberzug von Gummi darauf befestiget werden, bedeckt. Hier vergessen sie nun im Laumel der Freude und des Wohllebens ihre gewohnte Mäßigkeit. Es wird bis in die späteste Nacht gegessen, getrunken und getanzt. Die meisten geben berauscht davon. Die Weiber genießen bey diesen Mahlzeiten auch größere Freyheit, und dürfen an der allgemeinen Fröhlichkeit beynabe so vielen Antheil nehmen, als die Männer.

